

# Die Wildkatze.

Roman von Ida Pfeiler.

(32. Fortsetzung.)

Der versammelten Gäste waren nicht gerade viele, aber sie zählten zu den vornehmsten Kreisen der Umgegend. Die anwesenden Damen besaßen aristokratische Selbstbeherrschung genug, um ihre große Spannung auf die zufällige Gattin Herrn von Göbe's — den keine je mehr für erobert gehalten — geistlich zu verbergen; aber nun, da die Erwartete plötzlich so unceremoniell und so eigen aussehend vor ihnen erschien, machte sich in den Mienen der heimlich kritischen unerkümmelten Interesse, welches jedoch gar bald Scham und Befürchtung Platz machte.

Herr von Göbe bemerkte im ersten Augenblick nur, daß seine Braut unbegleitet herankam. Er sah fragend von ihr auf Lante Charlotte, die, ein Bild höchster Rathlosigkeit, unter der Portiere hertrat.

Über nun, da Elise nach einer automatenhaften Verneigung gegen die Anwesenden, noch näher kam, bemerkte er die Veränderung ihrer Hülfe, die Startheit ihres dunklen Blickes, seinen todtwunden Ausdruck.

Im Nu war er neben ihr. „Elise? So verführt — bist du krank? Sage mir — es gelang ihm nicht, eine ihrer wie leblos herabhängenden Hände zu fassen. Er versuchte es auch nicht mehr, so bereit fernhaltend war ihr verabschiedendes Zurückweichen vor ihm.

Lautvoll hielten sich die betroffenen Gäste in einiger Entfernung, so daß sich die beiden wie isoliert in dem festlichen Raume gegenüber fanden.

„Was geschah dir?“ fragte Heinz v. Göbe, mit einer schlichten Äußerung kämpfend, ohne Heftigkeit.

„Ich bin erkrankt!“, erwiderte sie schneidend laut. „Hohn und Kälte sollten die Worte tragen, sie klangen weit mehr wie leidenschaftliche Zornesäußerungen in die schmale Stille der lauten Umgebung hinein. Mählig rang sie darnach, weiterzusprechen, während sich ihre Augen nicht höher als bis zu seiner Brust hoben, die das Athmen verengen zu haben schien, vor qualvoller Erwartung. „Erwacht! Ich träume, ich sei die Braut eines Ehrenmannes, ich —“

„Still!“, unterbrach er sie klanglos, doch zwingend. „Nicht hier erzähle Traum und Erwachen — du bist in einem krankigen Zustand. Komm! Wieder wach sie ihm aus.“

„Ich kann dem Verderber meiner Mutter mein Wort nicht halten. Fluch über mich, daß ich mich ihm angeschlossen, daß ich ihm vertraute, daß ich —“

„Still!“ gebot Heinz von Göbe, ihr abermals das weitere abschnend. „Das ist Verführung.“

Er nahm ihren Arm in den seinen, nicht rauh, aber mit unumkehrlicher Gewalt. „Meine Braut ist in einem Zustand der Ungurechnungsfähigkeit — die Herrschaften verzichten darum, wenn ich sie Ihnen entführe. . . Eine Rechtfertigung dieser Scene soll nicht ausbleiben.“ Damit verbeugte er sich sichtlich gegen die Umstehenden und zwang das verstumme Mädchen, rasch mit ihm hinaus zu schreiten.

Draußen lag er ihren Arm frei. „Nach oben!“, bot er heiser.

Sie wich an ihm zurück und strebte dem Ausgang des Hauses zu.

Er hielt sie zurück. „Wohin?“

Sie starrte auf bei seiner abermaligen Verhörung. „Lassen Sie mich!“

„Nein, du bist krank. Elise, besinne dich! Entsinne dich! . . . Du weißt wohl nicht, was du mir eben getan hast!“

„Wenn ich Sie tödten könnte!“ murmelte sie.

Er erschrak vor ihrem Blick. Er sah ein, daß es jetzt vergeblich war, sie an ihre Liebe zu ihm zu erinnern oder an sein Recht der Verheißung.

„Und wenn Sie mit mir nie und nie verheirathet . . . die Nächstenpflicht allein gebietet mir, Sie jetzt nicht fort zu lassen.“

„Ich will nach Hause!“ forderte sie. „Ich werde Sie begleiten.“

„So sprichst du aus dem Juge.“

Er wandte sich mit erschrockenen Augen von ihr und schellte dem Diener, um einen Wagen zu bestellen.

Elise schwante nach oben, um sich notdürftig zu der Reife vorzubereiten. Wenige Minuten später glitt sie zu dem Hause hinaus, ohne Abschied an dem Portier, dem vor einer Stunde noch die glücklichsten Denken gegolten. Und er sah ihr nach, als schwebte mit ihr seines Lebens Werth, Inhalt und Seele dahin.

Über nachher wollte es doch niederbrütend genug.

Martha fandte ihm, während er oben lag — es litt den künftigen, ungebildeten Übergens kaum zwei Tage im Bett — mehrmals den kleinen Paul zu. Doch das hübsche, sensible Kind war nicht zu bewegen, allein bei dem Großvater zu bleiben oder gar zu versuchen, ihn durch Spiele und Gespräche zu zerstreuen. Die Mutter mochte bitten, machte ernstlich zürnen, der kleine Keel hatte stets ernsthafte Einwendungen, die in seinen Augen von großer Bedeutung sein mochten.

Sollte er dem Kranken zum Beispiel ein paar Blumen hinauftragen, so brachte er das Bedenken vor: Großvater könne ja nicht froh darüber sein, denn er verstände Blumen doch nicht! Wurde er mit seinem Bilderbuch hinaufgewiesen, das für ihn nie zu erschöpfende Wunder barg, so nahm er es wohl artig mit, sah jedoch dann, es zusammengeklappt festhalten, steif auf seinem Fußbänkchen und brühte sich, einen geeigneten Moment abpassend, wieder lachend zur Thür hinaus; Großvater wisse ja doch nichts von allem, was schön sei und wolle es auch nicht, sonst wäre doch die liebe Tante Elise noch da! Und Ähnliches mehr.

In dem kleinen Kopf begann es schon selbstständig zu arbeiten; doch auf eine für seine Umgebung viel zu eigenartige Weise. Reuthold nahm sich vor, dem Kleinen von nun an mehr Aufmerksamkeit zu widmen — ein Diakon mochte seinetwegen aus ihm werden, nur kein Dackmäuser.

Im Grunde genommen war er stolz auf seinen Enkel, wenn ihm auch weder dessen selbes Gesichtchen, noch die zehrende Schönheit der sanften Linien imponierten. Sein heimliches Wohlwollen für ihn entsprang hauptsächlich dem Umstand, daß das heranwachsende Gesichtchen ein Knabe war, wäre es ein Mädchen gewesen, er würde es bei seiner jetzigen Gemüthsverfassung geradezu gehaßt haben.

Der Groß über das Borgefallene nagte tiefer an ihm, als er selbst geahnt. Die Thatsache der Wirkungslosigkeit seiner väterlichen Autorität gegenüber seiner Jüngling quälte ihn nicht mehr als der, der Defensivität reichgegebene Müdigkeit seines Wohlwandes. Besteres Unglück übrigens nahm nicht so großen Umfang an als er gefürchtet. Ja, fortuna ließ sich sogar herbei, ihm den Verlust, den er sich an dem Hauptummelplatz ihrer Raunen geholt, durch einen erheblichen Lotteriegewinn beinahe wieder auszugleichen. Doch das geschah erst einige Monate später.

Vorher, als er sich noch im grimmigsten Stadium seiner Verödung befand, sollte ihm ein anderer Trost werden. Wagner kam zu ihm und bot ihm ein kleines Kapital an, welches er nicht erst verzinst haben wollte, da er gewiß sei, Reuthold werde sich in nicht so langer Frist wieder so weit aufschwingen, es ihm auf Heller und Pfennig zurück zu erhalten.

Der starrköpfige Alte nahm das großmüthige Anerbieten nicht augenblicklich an, obwohl er ebenso gerührt davon war als überrascht; denn Wagner galt ihm, da er mehr aus Zufall sein Freund geworden als aus Sympathie, weniger wie Schulz und Beier, die sich ihm gegenüber sehr respektvoll hielten.

Als Wagner nebenbei auf diese beiden zu sprechen kam, erklärte er, sie würden sich hüthen, gewisse Anforderungen zu stellen, denn er habe ihnen in solchem Fall zugeschworen, die gerade nicht ehrenhafte Weise in der ganzen Stadt auszulapern; Reuthold könne die Sache ohne jedes Bedenken rufen lassen.

Dieser war nun freilich nicht der gleichen Meinung, aber doch dankbar für das daraus ersichtliche warme Interesse des Hilfsbereiten und fühlte seinen zornigen Trost daran schmelzen. Er wies das Darlehen nicht mehr ab, äußerte jedoch, sich so lange als Schulden Beier's und Schulz's zu fühlen, bis er nicht quitt mit ihnen wäre, und überhörte des Gutherzigen Anspielung, die lebhaft auf eine Verbindung mit Elise hingielte. Da Wagner gewahrte, er beschwöre damit vornehmlich höchstens einen erneuten Zornausbruch herauf, schweig er darüber, nahm sich aber vor, geschäftlich sein Recht des Helfers und Freundes, hauptsächlich die Rolle eines Vermittlers mit allen Kräften zu spielen.

Als er schied, begleitete ihn Reuthold bis unter die Hausthür. Seine Miene war zuversichtlich und heiter wie seit Langem nicht. „Du wirst sagen, Wagner, daß ich dir den heutigen Besuch das ganze Leben nicht vergesse. Wenn du Schulz und Beier siehst, so bedauere ihnen, ich hätte in Einem gefunden, was ich in Dreien gesucht, und mein Haus würde nicht trauern, wenn sie auch ausblieben.“

Zurückschreitend wollte er pfiffend an Gertrud vorbei, die den Thürhord säuberte. Sie sah so gereizt und innerlich wund aus, daß er stehen blieb. „Trude, was schaffst du da?“ warf er freundlich fragend hin, um ein paar Worte für sie zu haben.

Sie machte die Schultern wie im Ungehoß. „Nun, du siehst ja, sauber mache ich eben.“ Dabei ließ sie die Handfläche so tief in den Wassereimer, daß die Schmutztröpfen seines Inhaltes bis an die Hauswand spritzten. Sie hatte etwas im Gesicht, so ungeschicklich sprachst du jetzt weiter, so werde ich lächerlich.“

„Ist das eine Art und Weise. . . Du hast etwas; sag's. Sofort!“

„Themen schossen in ihren brennenden Blick. „Du hast Wagner gesagt, Beier's brauchten nicht mehr her zu kommen.“

„Ist wahr — ich habe die auch nicht nötig.“

„Aber ich!“ rief sie erstickt, ließ fallen, was sie in den Händen hatte, lehnte sich an die Kellertreppe und bestam sich einen Weintrampf.

„Wahel, du bist verrückt!“ Reuthold schüttelte sie böse.

„Du bist schuld!“ leuchtete sie unter schreiendem Schluchzen. „Wenn das mit der Wette nicht war — Anton hätte mich genommen! Und nun soll er nicht einmal mehr zu uns —“

„Wenn ich nicht will, nein! — Sei nicht dumm, es nützt dir so wie so nichts mehr.“

„Dann werde ich schlacht“, drohte sie. „So —“ Da bin ich auch noch da. Sie unterdrückte ihn wild. „Immer, du, nur du! Haben wir gar keine Rechte?“

„Du verdankst mir das Leben, trägst meinen Namen und ist an meinem Tisch.“

„Ich bin nicht undankbar“, meinte sie sich, auch nicht überspannt. Sieh meine Hände an — wie habe ich geschafft schon in meiner Jugend. Daß die noch etwas anderes will als immer nur arbeiten, gehorchen und wieder arbeiten — kann ich dafür?“

„Ah, du bist auf dem Wege, den schon zwei Widerpenfinge aus meinem Hause gingen — gibt es außer der Martha denn kein vernünftiges Frauenzimmer mehr!“

„Gib mir ihre Klere, ihr Gesicht — vielleicht wäre ich dann zufriedener. Ich habe noch zu bieten und höre mich darum; ich mag nicht mehr so weiter leben — ich lade mich dir nicht mehr.“

„Schlage verdirbtest du noch. Schäm dich! Marsch weiter und an die Arbeit!“

Sie nahm wirklich mühsam Lippen und Wulste wieder auf, sah ihn aber mit flimmernden Augen voller Trost und Aufklärung an. „Mir kann's gleich sein“, murmelte sie, „ich werde schon schlacht werden.“

„Wie das?“ fragte er auf einmal fast ängstlich. Das gehorsame Wieder-aufnehmen ihrer Beschäftigung hatte seine gereizte Laune sichtlich verbeßert.

„Ich laufe dir fort!“ äußerte Gertrud, den schlimmeren Rathschah vergessend.

„Also es gefällt dir nicht mehr bei deinem Vater?“

„Wenn ich Anton's Frau hier nicht werden darf — gehe ich auf und davon!“

Der Alte stand eine Weile wie eine Wüthstau.

(Fortsetzung folgt.)

— Früher schrieben die Dichter für spätere Jahrhunderte, jetzt schreiben sie für eine Saison.

— Liebeserklärung. — Schmiedemeister: „Gehalten Fräulein, daß ich Ihres Glückes Glückes werde?“ — „Kannst du u n g. K. Du wirst also eine Hochzeitkreise machen?“ — B.: „Ja, ich will doch die Welt ein wenig sehen, aber mir die Gläubiger das Geld abnehmen.“

— O diese Männer! Frau (zu ihrem Manne): „Eine Kartenlegerin sagte mir heute, daß ich alt werde.“ Mann: „So, findet die das auch schon?“

— Malice. Vater: „Denken Sie sich, ein Bild in der Aufstellung ist von der Wand gefallen.“ Das wird wohl die Kritik herunter gerissen haben.“

— Boshaft. Sänger: „Ich fühle es, daß ich meine Stimme verliere — meine ganze Kunst geht zum Teufel!“ Musikkritiker: „Armer Zeuse!“

— Verhängliche Frage. — Klatschhase (gang im Eifer): „Wohin ich komme, beschlebe die Welt!“ — Herr: „Kommen Sie auch manchmal — zu hoch?“

— Eine Woberne. O, meine Frau malt nicht nur, die locht sogar nach der neuen Richtung!“ „Ganz richtig, bei der wech man nie, was man gegessen hat!“

— Boshaft. Alte Jungfer: „Denk nur, wie ich eben mit dem neuen Hut in's Zimmer tritt, spielt mein Vater, Schier dreißig Jahre bis du alt!“ — Freundin: „Das war galant von ihm — der neue Hut macht dich um zehn Jahre jünger!“

— Entgegenkommend. Ein Dame fragt im Ebers natürlich einen jungen Mann, ob er wohl zu ihrem Geburtstag kommen würde falls sie vor ihm herden sollte. „Oh ja, gewiß gnädige Frau“, stichert der junge Mann, der auf eine solche Frage nicht gefast war — „mit Vergnügen!“

— Preiswürdig. So ein Unverschämtheit von dieser Karten-schlägerin: verlangt die nicht eine Mat und fünfzig Pfennig und prophezeit mir dafür einen Weidruh und einen recht geligen Liebhaber!“ Aber nein, so was! Wär's Du doch zur meinten gegangen: die hat mir für eine Karte eine Erbschaft und einen vornehmen Hochzeiter in Aussicht gestellt!“

# RALPH A. CLARK

## Demokratischer Kandidat für Gouverneur



Über 25 Jahre lang ist Herr R. A. Clark in Stella, Nebr., ansässig. Er ist 52 Jahre alt, hat die Harvard Universität absolviert und ist in verschiedenen Geschäfts-Branchen interessiert. Er betreibt gegenwärtig die Landwirtschaft. Zwei Mal hat er in der Legislatur als Vorsitzender des Finanz-Komitees und des Mittel- und Wege-Komitees fungiert. Er ist progressiv ohne zu radikal oder zu konservativ zu sein. Er ist ein Gegner aller launischen oder phantastischen Gesetzgeberei. Er beginnt Sparfamkeit und Lichtigkeit in Staatsgeschäften. Er tritt für Befolgung der Gesetze auf eine Art und Weise ein, daß man Achtung vor denselben haben muß. Er ist ein Befürworter der Grundprinzipien der demokratischen Partei.

# Stimmt für ihn bei den Primärwahlen am 20. April